



im Lande der Tempel

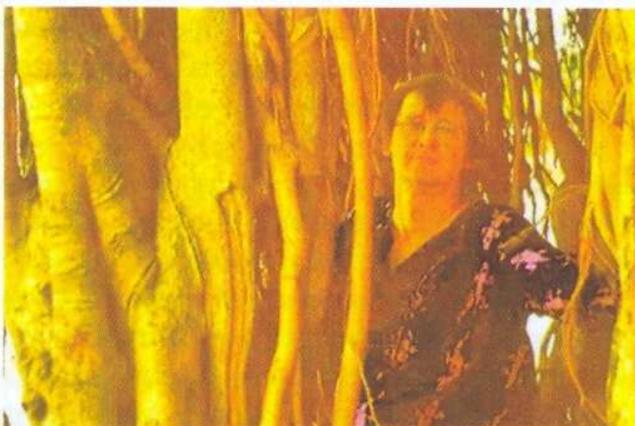
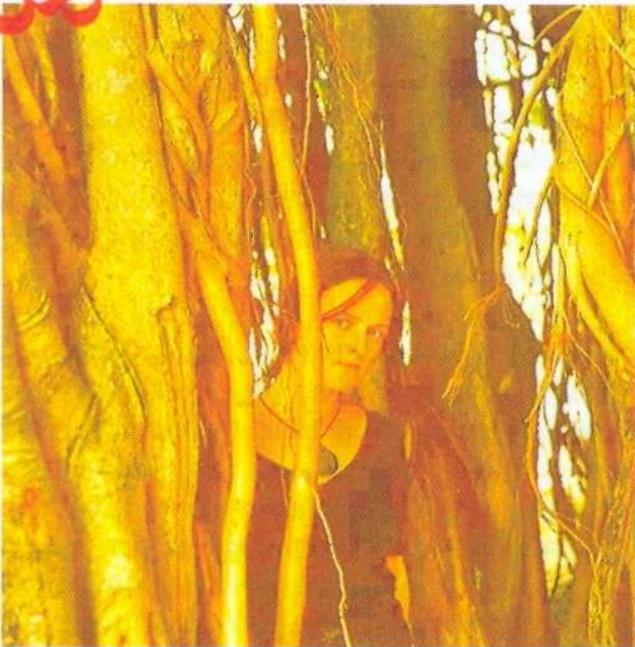
aus Göttingen unterwegs
auf indischen Straßen

Hein Wochen Survival-Training in Südindien haben Axel Grabitz und 37-Autorin Friederike Rüll absolviert: Zu Fuß und mit dem Fahrrad in einem Land ohne Bürgersteige, Verkehrsregeln und Ampeln. Da dürfte einen nicht mehr viel schocken, könnte man meinen. Jetzt finden sie Deutschlands Straßen ganz schön gefährlich – und fragen sich, ob ein Leben ohne Verkehrsregeln nicht gut wäre für die sozialen Netze in unserem Land.

Text: Friederike Rüll

Fotos: Axel Grabitz und Friederike Rüll

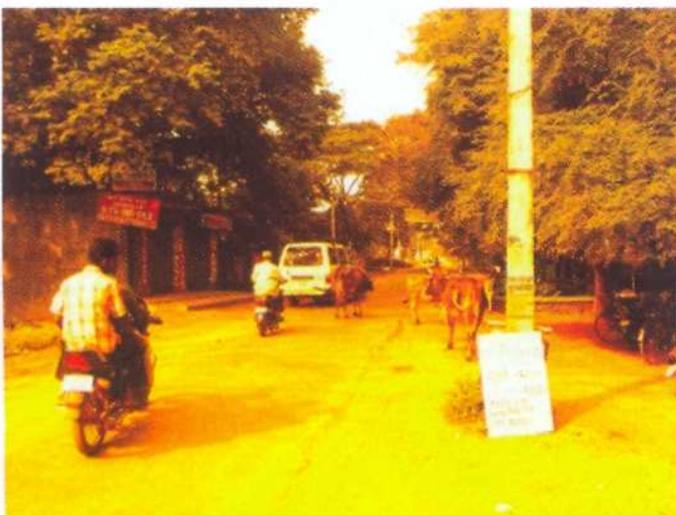
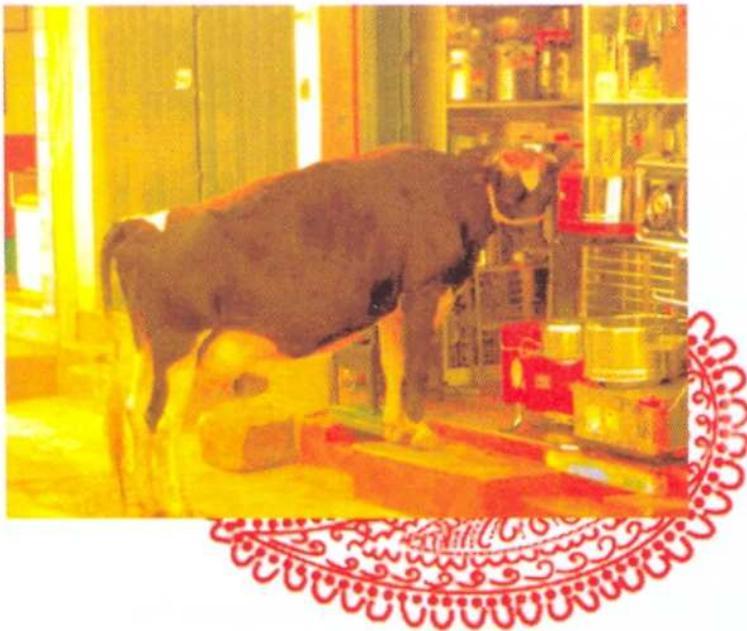
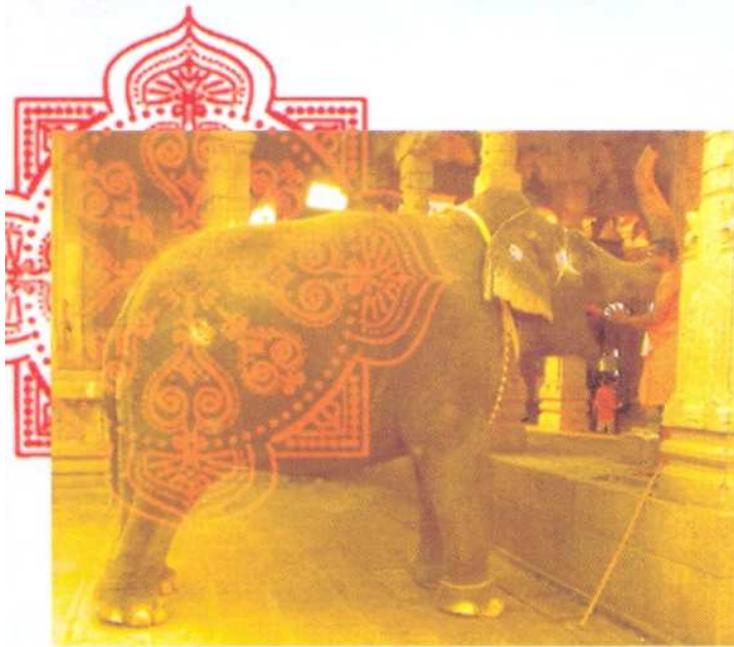
Om



Unsere erste Ampel in Indien haben wir nach drei Wochen gesehen, in Madurai. Das ist eine Millionenstadt, und die Ampel hat sogar funktioniert. Auf der gleichen Kreuzung stand aber ein Verkehrspolizist – offenbar, weil die Ampel keiner beachtet hat.

Ohne Ampel eine indische Straße überqueren, das muss man sich erst mal trauen. Zum Beispiel, weil man zuerst nach rechts und dann nach links gucken muss, wegen des Linksverkehrs. Was aber auch nichts hilft, weil der Verkehr einfach nicht abbricht: Zwei Rikschas, zwei Ochsenkarren, ein Jeep, ein Bus und dazwischen acht Motorräder, manche davon mit einer ganzen Familie beladen. Dann sammeln sich ein paar Fußgänger, und irgendwann gehen sie einfach los. Niemand hält an, aber es wird auch niemand überfahren. Man schlängelt sich eben durch, und das funktioniert erstaunlich gut.

Das liegt daran, dass Indien die vielleicht besten Fahrer der Welt hat. Sie sind hoch konzentriert, wie in einem Computerspiel müssen sie ständig aufeinander reagieren. Deshalb ist Fahren immer eine soziale Handlung. Und erst nach einigen Wochen haben wir festgestellt, dass es auf Indiens Straßen durchaus ein System gibt. Nur funktioniert das nicht, wie bei uns, optisch über Verkehrsschilder, sondern akustisch. Es gibt verschiedene Hupsignale, eine Art Morsesystem, und die bedeuten zum Beispiel: Hey du da, fahr schneller. Oder: Brems ab, sonst schaffe ich das Überholen nicht und wir sterben beide. Oder: Kann mich mal jemand aus der Ausfahrt rauslassen vielleicht? Und so weiter.



Dann gibt es da noch die Hierarchien. Einmal hat mich um ein Haar ein Bus überrollt, der um eine Kurve kam. Der steht eben weiter oben in der Hierarchie als ein Fußgänger. Da habe ich schon gedacht, irgendwie blöd, dass es hier fast nie Bürgersteige gibt.



Indische Demokratie

Unter den Autos stehen Jeeps in der Hierarchie am weitesten oben. Diese Hierarchien sind auch wichtig, wenn dann doch mal ein Unfall passiert. Bei dem Unfall, dessen Zeuge wir wurden, saßen wir im Jeep, und die anderen hatten Pech.

Das ist so passiert: Für eine Exkursion hatten wir eine Woche lang einen Guide, einen Jeep und einen Fahrer engagiert. Es war der letzte Abend, wir waren keine vierzig Meter vor dem Ziel. Plötzlich kam aus einer Seitenstraße ein Auto mit einer indischen Familie darin und stieß mit unserem Jeep zusammen. Der Jeep war völlig unversehrt, aber das andere Auto hatte eine große Beule im Kotflügel.

Alle stiegen aus, schauten sich den Schaden an den Autos an und schrieten sich an, wie man das in Deutschland auch macht. Dann wurde telefoniert. Wir beiden Weißhäute hielten uns zurück und warteten auf die Polizei. Auf der Straße zwischen den beiden Autos setzte ein wildes Palaver in Malayalam ein, der lokalen Sprache. Wie aus dem Nichts kamen immer mehr Leute hinzu, die Geschichte wurde wieder und wieder erzählt, das Palaver wurde immer lauter. Nur die Polizei kam nicht. Schließlich standen fünfzig Leute auf der Kreuzung und verhandelten. Nach einer Stunde waren sie sich einig geworden, die Versammlung löste sich auf, und wir fuhren heim.

Unser Guide, Rajid, erzählte uns dann, was geschehen war. Nach dem Unfall hatte er sofort einen guten Freund angerufen, der möglichst viele gemeinsame Freunde alarmierte. Alle kamen schnell zur Unfallstelle und mischten sich ein in einen komplizierten Rechtsprozess, in dem nicht allein die Menge der Freunde auf beiden Seiten wichtig ist, die kommen, sondern auch ihr politisches Format. Verhandelt wird über die Höhe

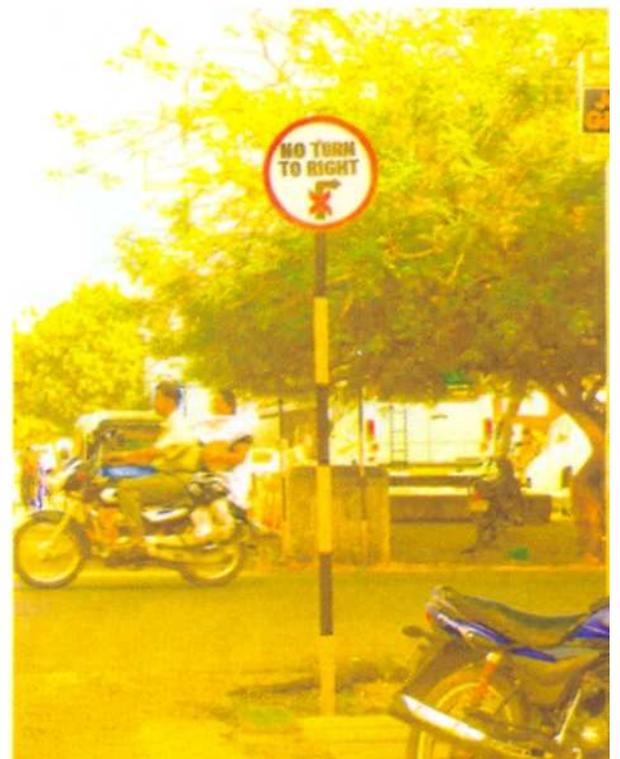
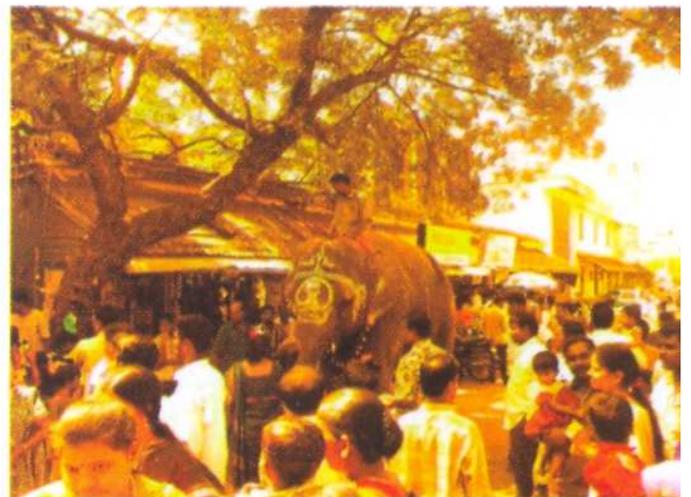
der Summe, die der mit dem geringeren Schaden an den Geschädigten bezahlen muss.

Rajid musste schließlich 1300 Rupien (etwa 25 Euro) zur Reparatur dazugeben – ein guter Deal, wenn man bedenkt, dass die Kosten viel höher gewesen wären, hätte jemand die Polizei gerufen. Denn die Polizisten sind korrupt: Wer mehr bezahlt, bekommt Recht, ganz einfach. In Deutschland treiben Versicherungen und Verkehrsgerichte die Kosten nach einem Unfall in astronomische Höhen, in Indien die Polizei, weshalb sie fast nie gerufen wird. Ein System, das auch Fragen aufwirft: Was, wenn der Unfall in einer Gegend passiert, wo man keine Freunde hat? Oder was, wenn es Verletzte gibt?

Der Unfall wäre nicht passiert, wenn beide Fahrer vor der Kreuzung ordnungsgemäß gehupt hätten. Die Hupe ist das Einzige, was bei einem indischen Auto unbedingt funktionieren muss. Deshalb war mein erster Eindruck in Deutschland auch: So still hier. Kälte, leere Straßen, bleierne Stille.

Aber in Deutschland einfach so über eine Straße gehen? Viel zu gefährlich. Alle fahren mit halsbrecherischer Geschwindigkeit. In seinem Auto ist jeder allein mit sich, das Auto ist der Rückzugsraum des modernen Menschen. Ich könnte mir vorstellen, auf der Kreuzung vor dem Idunazentrum überfahren zu werden, auch wenn genügend Zeit zum Bremsen gewesen wäre – weil ein deutscher Autofahrer es nicht fassen kann, dass jemand die Regeln nicht beachtet (oder nicht kennt).

Deshalb ist Autofahren in Deutschland so gefährlich, und unsozial ist es auch. Das ließe sich ändern. Mein Vorschlag ist ganz einfach: Lasst die Kühe auf die Straßen. Es müssen ja nicht gleich Elefanten sein, Kühe haben wir ja schon. Sie könnten sich aus den Biomülltonnen der Anwohner ernähren, von Kartoffelschalen und Salatblättern. Die Autofahrer würden kommunikativer werden und lernen, besser zu reagieren. Und es wäre eine ganz natürliche Methode zur Verkehrsberuhigung. Hat sich übrigens hervorragend bewährt, zum Beispiel in Madurai.



dinge die wir in indien nicht erwartet haben:



Polizisten, die Hand in Hand mit Passanten durch den Park gehen, und niemand findet das schwul.

Tempelelefanten, die gegen Geld Gläubige mit ihrem Rüssel segnen – und darin bis zu 3500 Münzen aufbewahren können.

Kühe sind heilig in Indien – trotzdem gibt es in dem Staat Tamil Nadu Stierkämpfe: Dieses Jahr gab es fast hundert Verletzte, als 340 Männer versuchten, mit bloßen Händen 400 aufgeputschte Stiere zu Fall zu bringen.

Indien hat mehr Dollarmillionäre als die USA. Aber die meisten Leute verdienen ein bis zwei Euro am Tag, wovon man auch in Indien kaum überleben kann.

Indiens Präsident ist eine Frau – nicht zum ersten Mal.

Es gibt allein im Süden siebzehn Sprachen, fast ebenso viele Schriftsysteme – und nie hört man auf der Straße Englisch, für die Inder ebenso eine Fremdsprache wie für uns.

In dem Staat Kerala ist das Christentum 300 Jahre älter als in Europa. Der Apostel Thomas hat hier 30 n. Chr. Kranke geheilt und dann erklärt, sein „Guru“ sei Jesus. Heute sind jeweils ein Viertel der Keralaner Christen und Moslems, der Rest Hindus.

Die meisten Restaurants sehen aus wie Busbahnhöfe, die Kellner sind lustlos und es gibt tagein tagaus nichts als Reis, Brot, scharfe Gemüsesoße. Der Chai (indischer Gewürztee) ist aber unübertroffen.

Malaria, Gelbfieber, eklige Würmer unter der Haut – in Südindien fast unbekannt. Aber jeder Zweite hatte „Flu“, also Erkältung – bei 25 Grad im Schatten.

In den meisten Buchhandlungen steht ein einziges Buch aus Deutschland – Hitlers *Mein Kampf*. Die Inder wollen andere Länder über berühmte Persönlichkeiten verstehen, erklärte ein Buchhändler. Oh je...

